

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1930

175 (30.7.1930) Die Welt der Frau

Die Welt der Frau

Der Tod im Kartoffelkraut

Es war nach dem Fall Winterwien. Unaufhaltsam wälzten sich die deutschen Regimenter durch Westlandern, stürmten über die abgeräumten Getreidefelder und schritten durch das dürre Kraut der Kartoffeln.

Kanonendonner fündete das Naben der Schlacht. Im Dorfe, wo der englische Ortskommandant seine Sachen packte, liefen die Besatzer zusammen. Raslos standen sie. Bangen in den Betten und auf den Gehäusen. Trotz aller Zusicherungen, sie zu schützen, gingen die Engländer nun doch zurück.

Sie lockten sich nach auf die Fußböden ihrer Wohnungen legen oder in die Keller gehen. Ein Fortlaufen sei nicht angebracht. Man würde die Deutschen schon halten. So hatte man ihnen gesagt. Ein magerer Trost.

Im ersten der dem Feinde zu gelegenen Säule wohnte eine Frau mit zwei erwachsenen Töchtern, ohne männlichen Rat und Beistand. Der Vater war seit zwei Jahren tot, der Sohn und Bruder im kaiserlichen Heer. Zammern warteten die drei der kommenden Dinge.

Die ersten Granaten krachten ins Dorf. Sie kamen weicher und kammten aus schmerzlichen, dröhnenden Rollen. Wo sie einschlugen, lagen die Erdbeben haushoch in die Luft.

Die Häuser lagen auseinander. Das erste schien am meisten bedroht zu sein. Die Frauen dachten nicht mehr an den Rat der zurückgebliebenen Engländer. Die Furcht hatte das Gemeinschaftsgefühl in ihnen weggerissen. Und alle drei eilten sie dem nächstliegenden Gehäusen zu, Entsetzen auf den Gehäusen, Getöse in den Ohren. Da — ein schickendes Pfeifen, ein lautes Krachen. . . Drei Frauen wälzten sich im dünnen Kartoffelkraut.

Zu Tode erschrocken sah mans im Nachbarhause. Doch Hilfe zu bringen wagte man nicht. Aber hätte den Mut zu solchen Werken gehabt! Noch sechs, acht Granaten krachten ins Kartoffelfeld. Dann kam das Feuer weiter vor. Die Geschosse heulten hoch über die Dächer weg, um dort einzuschlagen, wo bereits die letzte feindliche Kugel in taichen, verzweifelten Sprüngen sich zu retten suchte.

Die englische Artillerie schloß nicht. Sie hatte erkannt, daß sie nichts mehr zu halten vermochte, und hatte Gefecht, hinterm Bohlenzaun Dirmuden-Klempner eine neue Stellung einzunehmen.

Später, als wir in gut ausgebauten Stellungen, die Nacht an der Hand hielten, bin ich vom Ruhequartier aus häufig durch jenes Dorf gegangen. Immer kam ich an einem Grabe vorbei, auf dem ein weisses Holzkreuz den tragischen Vorfall kündete. Zuweilen sah ich auch eine alte Frau auf zwei Krüden humpeln. Die Mutter — und immer mußte ich an den fernem Sohn denken. Aus lauten Schreien war er fortgegangen, seine Heimat zu verteidigen. Und wie wird er sie wiederfinden?

Doch vielleicht war auch er schon dem Schicksal verfallen.

Die Emigrantin

Ein Frauenstück

Sie hatte sie bei einer befreundeten Familie kennen gelernt. Eine Klein von ungefähr 70 Jahren. Schneeweis, aber noch volles Haar lag über der hohen Stirn. Ein schönes Gesicht, das von der Seite ein scharfes Profil bot, zeigte eine rege Geistigkeit. Und dann diese feinen, geformten Hände! Sie hatte schönere Tage kennen gelernt, aber hatte dieser Frau das Leben zuletzt mitgeteilt.

Sie entstammte einer deutsch-baltischen Adelsfamilie, hatte eine glänzende Erziehung genossen, kannte fast alle europäischen Länder und ihre Sprachen. — Mit einem russischen Obersten verheiratet, lebte sie vor dem Kriege in Riga. Ihre vier Söhne waren ebenfalls Offiziere in der russischen Armee. Arbeiten hatte sie nur bei anderen kennen gelernt. Sie führte eben das Leben der höheren russischen Gesellschaft. Die zahlreiche private Bedienstenschaft konnte sie jederzeit durch Leute vom Regiment verfrachtet werden.

Der Krieg änderte zunächst wenig an ihrer Lebenshaltung. Da kam die bolschewistische Revolution. Ihr Mann fiel im Kampf gegen die Polen, zwei ihrer Söhne wurden von beiden getötet und erschossen. Mit Knappen Not gelang es ihr mit den beiden anderen Söhnen nach Deutschland zu entkommen. Von den gezeigten Rottbarkeiten: Gold und Schmuckstücke lebten sie erst in einer östlichen Stadt, dort den Zusammenbruch des Bolschewismus und die soziale Restauration erwartend. Als diese aber zu lange auf sich warten ließ und die Mittel immer weniger wurden, begannen sie sich nach Arbeit umzusehen. Einer fand diese hier im Westpreußen, und so kam sie 1921 mit diesem hierher. Bald aber merkten die beiden Söhne nach Kanada aus, scheinen aber drüben Amerika nicht gefunden zu haben, denn die verpöblichten Unternehmungen drüben aus. Unterdessen hatte unsere Infaktion die letzte Söhne der alten Frau weggeschleppt. Sie stand vor dem Nichts. Keine Leute der Vorstadt nahmen sie auf. Dort wohnte sie im Possession einer Meislerie. Die paar Dutzend Familien liebten sie den Hausrat zusammen. Von den Frauen lernte diese Greisin auch die notwendige Verfertigung der Hausarbeit. In welcher Lage sie sich in der ersten Zeit befand, vor allem durch ihre Unkenntnis der häuslichen Arbeit, davon erzählte man schlimme Dinge. Leibliche Not litt sie keine, denn ihre Gesundheit tröste allem. Sie war die „Großmutter“ bei allen Familien der Meislerie und bei diesen nicht gerade sehr Begehrten immer gerne am Tisch gesehen.

Und wenn sie nun gar kein Tee sah und ersäufte, dann schmeckte sie. Da entrollte sich ein Bild des alten Russland, wie es die ganze Literatur von Gogol bis Tolstoi nicht besser hätte zeichnen können. Diese Frau hatte gute Augen; sie sah mehr als es gewöhnlich Leute zu tun pflegen, welche einer Klasse angehören, die am Narande steht. So hatte sie gesehen, daß der arme arbeitslose und dumme Mensch als ein anderer von den mandichurischen Soldaten zurückgeführt war; sie hatte bemerkt, daß sich in den Jahren 1804/05 eine tiefgehende Umwandlung im a a n e n r u i n i s c h e n Rasse, nicht nur in der städtischen Arbeiterklasse, vollzogen im Werden. Sie wußte: das Alte Russland war tot — ein neues war im Werden. Doch wenn sie damals in ihren Kreisen darüber sprach, man wollte man nichts hören. Als sie gar einmal im Casino des Regiments von den Offizieren Mitleidlichkeit gegen den gemeinen Mann forderte, da wurde sie ausgelacht. Kollandalschidial!

So sah sie das Unheil kommen. Der Krieg ward Einleitung, die Revolution Katastrophe. Und nun kommt das Ungeheuerliche an dieser Frau: Wenn sie jene Schredenstage der Revolution schilberte, dann schloß sie immer mit den Worten: „Und wissen Sie, was ich die größte Wutigung habe?“ — Vor Lenin und seinen Leuten!

Und nun überlege man sich das einmal. Das Leben dieser Frau war Reichtum, war Wohlstand und Nichtstun gewesen. Die Revolution vernichtet es, läßt ihren Gatten und zwei Söhne, jagt auch die beiden anderen von ihr fort. Durch die Revolution hat sie alles verloren, sie ist ärmer als arm, denn sie kann ja nicht arbeiten; und weil sie alt ist, nein, sie hat es nie gelernt. Und diese Frau ist nicht von den Männern der Revolution nur mit der größten Achtung

Doch bald lernte ich ihren Verstand. Mit genug hat sie es zu erklären: „Diese Revolution war nicht „gemacht“ — sie war ein

Naturereignis. Lenin war Vollstrecker eines Unabwendbaren; Krenski ludte ja den Gana der Revolution aufzukleben. Er war ein Stümper, denn er erkannte die Notwendigkeit des Geschehens nicht. Der Orkan hat ihn hinweggefegt, mit ihm aber auch — meine Klasse. Sie wissen, was ich durch die Revolution erlitten und geleistet habe, aber . . . Naturereignisse darf man nicht mit menschlichen Maßstäben messen!“

Diese Frau hat sich nicht mit dem Geschehen abgefunden, sie hat es voll und ganz bejaht. Und wenn sie von der Zukunft ihres Vaterlands sprach, dann meinte sie immer, es würde der Welt noch etwas zu lösen geben.

Vor einiger Zeit ist diese Frau gestorben. Hinter ihrem Sarge schritten die Menschen, bei denen sie noch einmal eine Heimat gefunden, von denen sie Liebe erfahren und die sie schätzen und achten gelernt hatte. Von ihnen haben Söhne hatte sie seit der Auswanderung nichts mehr gehört. Hat sie der Lebensstempel ihre alte Mutter vermissen lassen?

Dr. Svedert, Mannheim.

An die Mütter im kommenden Kriege!

Das nachfolgende Gedicht stammt von einem Schüler einer höheren Lehranstalt, der sich mit einigen gleichaltrigen Mitschülern für die sozialistische Bewegung interessiert. Angelehnt der leider immer noch normierenden reaktionären Einstellung unserer höheren Schulung erscheint uns dieses Gedicht als ein so ernstliches Gesinnungsdokument unserer heranwachsenden Generation, daß wir diese Verse trotz einer gewissen natürlichen jugendlichen Unreife der Ausdrucksweise (besonders in der letzten Stroche) auch unseren Lesern mitteilen möchten.

Warum liebst Du ihn fort, Du Frau, den Mann?
Warum bleibst Du ihn nicht, den Geliebten, Du Frau?
Damit er auf andere Geliebte einkauf?
Warum liebst Du, Mutter, Deinen Sohn?
Warum bleibst Du den Unreifen ison?
Man schickt Dir seine Uhr,
Einen Orden nur,
Ein lumpiges eisernes Kreuz zurück.
Er war doch ein Mensch, Dein Liebster, Du Mutter,
Dein eigen Fleisch, von Dir, Deinem Mann!
Ain er fortzog, schaustest Du ihn an?

Er schaute zu Dir unter heißen Tränen,
Er trieb ihn zu Euch sein junges Sehnen,
Er blühte zu Dir, Mutter, liebe Mutter!
Mutter, die Du ihn aufzogenst!
Es kommt eine kleine Granate geflogen,
Eine Granate kommt aus irrender Hand!
Du Dir blüht er betend zurück ins Land.
Mutter! Mutter!
Dein Sohn hebt als Brei an der Grabenwand.

Warum liebst Du, Mutter, Deinen Sohn?
Du reiste Frau erkennst nicht den Sohn?
Warum liebst Du ihn Söhne ermannd?
Warum hast Du Deinen Liebster verloren?
Mutter, bist Du eine Irre geworden?
Warum hast Du ihn geboren?
Warum liegst er in seinem Blut?
Hat die verdammte Schieberbräu
Noch nicht genug des Sells gelassen?

Mutter, es kam eine Granate geflogen.
Mutter, Mutter, Du bist betrogen!
Selbsttod wird es sein!
Nicht fort er flücht ins Vaterland.
Gendia liebst Du ihn betreden.
Damit Schieber wöllig ihre Bäuche freuden.

Mutter, warum liebst Du Deinen Sohn?
Warum liebst Du den Unreifen ison?
Liebe Mutter, er kommt nicht wieder.

Nein, Du Mutter, verfluchte Mutter,
Kein Bedauern! Kanonendonner!
War er dort hinten, Du Rabenmutter!
Und Du, Mutter, trägst die Schuld!
Nur Du hast dich verächtlich an seinem Leben.
Du hast ihn wohl der Welt gegeben,
Doch hast auch die Schuld an seinem Mord!
Warum, Mutter, liebst Du ihn fort?

S. Z.

Die heiligen Bergleute

Die furchtbare Katastrophe in der Westpreußenstraße zu Reu- r o d e, die weit über die Grenzen Deutschlands hinaus tiefste Anteilnahme erweckte, hat wieder einmal mit erschreckender Deutlichkeit einen Einblick in die Gefahren und Nöte gerade dieses Berufsstandes gegeben. Sie hat die ganze Unwissenheit, das Todesbängen gezeigt, in dem auch Frauen und Mütter unausgesetzt schweben müssen, denn jeder Abstieg, den der Mann oder Sohn von ihnen nimmt, kann ein Abschied für immer sein. Seit Jahrhunderten sind Unwissenheit und Sorge die Tradition, die eine Frauengeneration von der anderen übernimmt, ohne daß es bis heute gelungen wäre, trotz aller Verbesserungen der Neuzeit, diesen furchtbaren Druck von den Familien der Bergleute zu nehmen und den Beruf der Grubenarbeiter vollkommen gefahrlos zu gestalten.

Seit Jahrhunderten und Jahrtausenden gibt es kaum einen Berufsstand, der so sehr wie dieser von abergläubischen Vorstellungen beherrscht wäre — eine natürliche Folge der grenzenlosen Unsicherheit, in der die Bergleute und ihre Familien zu einer Zeit lebten, als für ausreichenden Schutz so gut wie nichts getan wurde, als Einträge und Katastrophen aller Art an der Tagesordnung waren. Etwas fühlten sich die Bergleute und ihre Familien in der Gewalt übermächtiger dämonischer oder göttlicher Wesen, die über Leben und Tod verfügen konnten, auf deren Gnade sie alle angewiesen waren. Als das Christentum einzog, da benutzte es Flug alle diese Vorstellungen, die in den Seelen Wurzel gefast hatten. Vor allem aber wandte es sich an das Gemütsleben der Frauen und veränderte, ihre geängstigten Seelen für sich zu gewinnen. Die heilige Anna, die heilige Barbara wurden zu den Schutzpatroninnen, die ihnen die Kirche in allen Stunden der Gefahr empfahl.

Wer heute die herrlichen Fenster des Freiburger Münsters im Schwarzwald überblickt, der wird mit Bewunderung das St.

innenfenster im Alexander-Chorlein betrachten, das zu den hervorragenden Stifftungen des Bergbaus gehört. „Gott dem Mächtigen, der Jungfrau Maria und der heiligen Mutter St. Anna zu Ehren“ haben es die „Gewerken St. Anna zu Tobinau im Schwarzwald“ gestiftet. Es ist ein wundervolles, kostbares Glasgemälde in satten, hellen Farben. Die Figuren schämen sich auf dem himmelblauen Hintergrund wirkungsvoll ab. Jede der 18 Heiligen trägt einen Heiligenstein aus leuchtendem Sonnengold in dem der Name geschrieben steht. Der Anblick des Fensters ist ein künstlerischer Genuß. Umso erregender ist es, wenn man sich daran erinnert, daß längst vergangene, unbekannte Bergarbeiter hier ihr mühsam erworbenes Scherlein auf den Altar der Kirche legten während die Bergwerke selbst, die reichen Silbergruben des Bergbaues sich in der Wand weltlicher oder geistlicher Fürsten befanden. Vielleicht suchten arme Steinhauer oder Hauer hier Schutz und Hilfe beim Anblick dieser wundervollen Glasgemälde; vielleicht knieten hier Witwen und Waisen Bergknechte, gesundheitslich Geschädigter oder Verunglückter vor diesem Fenster und rangen in heftigen Gebeten mit der eigenen Verzweiflung und Hilflosigkeit.

Auch in der St. Annenkirche in Annaberg in Sachsen befindet sich ein solches erhabendes Denkmal menschlicher Seelenangst. Es ist der im 16. Jahrhundert errichtete Bergmannsalter, der von der dazugehörigen Bergkapelle errichtet wurde. Die Vorderseite zeigt Silber aus der heiligen Geschichte, während auf der Rückseite und auf den Seitenflügeln Auschnitte aus dem Leben der Bergleute gezeigt werden. In dunklen Schächten arbeiten abgedrehte, halb bekleidete Bergleute. Ueber ihnen aber schwebt die heilige Anna die jeden Gläubigen in ihren Schutz nehmen wird.

Was wird jedoch mit dem geschehen, der ohne die heilige Bekehrung der Kirche, die letzte Deluna, da unten elend zu Grunde ging? Auch das war eine Frage, die immer wieder auftauchte. Denn zu groß hatte die Kirche die ewige Verdammnis derer beschriebe die unvorbereitet und mit Sünden beladen in die Ewigkeit eingingen. Darum liehen die hinterbliebenen Witwe um Hilfe für das Seelenheil ihrer Toten lehen, aus der Angst heraus, sie sonst nicht rechtzeitig von der Hölle loszulassen. Der letzte Größten wurde auf den Altar gelegt, und zu dem furchtbaren Verlust, den Frauen und Kinder erlitten hatten, kam noch die qualvolle Ungewißheit über das fernere Schicksal des „Verdammten“. Einen Einblick in diese Seelenstimmung gibt ein Gemälde in der Kirche zu Dübendorf. Aus ihm spricht die Sorge des Bergmannes, durch einen Unfall zu fallen und zu sterben, ohne die letzte Deluna empfangen zu haben. So betet er denn, den Tod vor Augen, inbrünstig zur heiligen Barbara. Und das Gemälde teilt sich; die Heilige erhebt und reich dem Todgeweihten die Hostie. Ob allerdings niemals die Frau auftaucht, warum die Heilige den Unfallstich nicht verbrüete obwohl sie doch, wie die Kirche verkündete, wachsam über den Gläubigen schwebte?

Bis in unsere Zeit hinein ist es der Kirche gelungen, die Vorstellung der schicksalhaften Heiligen zu pflegen und zu beharren. Erst vor wenigen Jahren wurde wieder eine St. Barbarakapelle eingeweiht. Sie steht im Gebiete der Böhmerischen Braunkohlenbergwerke A. G. in Schwandorf und ist bis zum heutigen Tage die Zufluchtsstätte der Frauen und Mütter, deren Männer und Söhne in den Bergwerken ihre schwere Arbeit verrichten. Auch hier ist die alte Vorstellung noch lebendig: Die heilige Barbara, zu deren Füßen eine Engel sitzen, hält das Sakrament in der Hand und bietet es der Bergleute dar.

Immer stärker, immer bemerkbarer haben sich die Bergleute und ihre Familien im Laufe der Jahrhunderte aus der Welt der Unwissenheit und des Aberglaubens befreit. Der demütig hoffende, auf der Schutz der Heiligen vertrauende Bergmann ist dem taftkräftigen selbstbewussten Arbeiter gewichen, der sein Schicksal selbst in die Hand nimmt. Immer energischer verlangt er nach ausreichender Schutzmaßnahmen, die Grubenexplosionen nach Möglichkeit verhindern. Immer entschlossener findet er sich mit Gleichgesinnten zu festgesetzten Demonstrationen zusammen, die den Bergwerken schuldlos gegenüberstehen. Ein weiter Weg, der im Laufe eines halben Jahrtausends zurückgelegt wurde, ein Weg, der dem noch ferneren Ziel entgegenführt.

Ein dunkler Weg der Vergangenheit, der einer besseren Zukunft entgegenführt.

Haushwirtschaftliches

Konfervieren mit Zucker. Bei der Konfervierung unseres Obstes spielt der Zucker eine nicht zu unterschätzende Rolle. Wir verwenden ihn dabei aus drei Gesichtspunkten: 1. weil er die konfervierten Früchte haltbar macht; 2. weil er den Nährstoffgehalt unserer Obstkonerven wesentlich erhöht; 3. weil er zur Geschmacksverbesserung beiträgt. Während des Krieges ist man durch den Zuckermangel vielfach dazu gekommen, Obstkonerven und Obstäfte ohne Zucker herzustellen und lediglich zur Geschmacksverbesserung einen Ersatzstoff, das Saccharin beizufügen. Wer aber selbst mit diesem Ersatzstoff gearbeitet hat, weiß aus Erfahrung, daß die damit hergestellten Konerven nicht haltbar waren und auch im Geschmack lang nicht an die mit Zucker gesüßten heranreichten. Eingehende wissenschaftliche und praktische Versuche haben ferner ergeben, daß der Nährwert dieser Obstkonerven wesentlich geringer ist, als wenn Zucker zu ihrer Herstellung verwendet wurde und daß — was ein gewisses Übermaß dürfte — die mit Saccharin gesüßten Konerven sich auf das Kilogramm gerechnet teurer stellen, als die mit Zucker hergestellten. Zu den drei Punkten, die wir oben nannten kommt also als sehr wesentlich hinzu, daß sich die Verwendung von Zucker zur Konfervierung unseres Obstes auch billiger stellt als die Verwendung eines Ersatzstoffes.

Von der in letzter Zeit vielfach geforderten Verwendung von Rohzucker ist ebenfalls abzuraten, weil durch umfangreiche Erfahrungen, die dazu aus vielen Haushalten vorliegen, erwiesen ist, daß die mit ihm gesüßten Konerven und Fruchtäfte in der Farbe und im Geschmack nicht so einwandfrei sind, wie man es durch die Verwendung von Zuckerraffinade mühelos erreicht.

Die Verwendung von Zucker bei der Obstkonfervierung im Haushalt darf selbstverständlich nicht in unklaren Mengen erfolgen, sondern sie muß sich an die Anleitungen halten, die in unabhigen Haushalten erprobt sind und die die Gewähr dafür bieten, daß auch tatsächlich der Zucker bei der Obstkonfervierung seine dreifache Mission erfüllt, nämlich zu konfervieren, zu nähren und uns „das Leben zu versüßen“!

Dora Böggom-Löffel

Früchte in Zucker. Früchte in Zucker sind immer nahrhaft, wohl schmeckend und bekömmlich. Es gibt zwei Möglichkeiten ihrer Zubereitung. Entweder man kocht die Früchte mit der nötigen Zuckermenge und füllt sie dann in Gläser, die mit Zellwachs verschlossen werden, oder man füllt die ungeschälten Früchte mit der in allen Anleitungen angegebenen Zuckermenge in die Einmachgläser der bekannten Systeme (Weil, Rex usw.) und sterilisiert durch Erhitzen. Das letztere Verfahren ist vorzuziehen, weil dadurch die in den Früchten enthaltenen Vitamine (B-Vitamine) in stärkeren Maße erhalten bleiben.

Nur noch wenige Tage!
Ausverkauf der Saison
Ungeahnte Möglichkeiten zu billigem Einkauf!
Boländer